Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 15. Posen, den 14. April. 1895

„Marie".

Eine Ostergeschichte von F. v. Kapff-Essenther.

(Fortsetzung.)

„Ich komme ihm nicht unter die Augen, Frau Horstmann. Er haßt mich! Ich weiß es. Sie — sie — die Schreckliche — sie mit dem weißen Gesicht und den starren Augen und dem triefenden Haar, sie in dem hellen nassen Kleide — sie, die sie da hinauf zerrten über die Leiter, mit schlaffen Gliedern, sie — sie wird er immer lieben! Nie, nie wird er mir verzeihen, niemals! Denn er glaubt, daß ich schuld bin an ihrem Tode! Und das bin ich auch. Ich habe nach ihm gerufen — das durfte ich nicht. Denn er gehörte ihr! Ich habe sie gemordet. Sonst wäre ich ertrunken. Und was hätte daran gelegen? Nichts, nichts! Was habe ich vom Leben? Nur Qual, Reue, Jammer. Hätte ich nur nicht gerufen. In ein paar Minuten wäre Alles vorüber gewesen. Aber das Wasser machte mir solche dumme Angst. Und ich schrie, schrie, ohne zu wissen, warum. Gott weiß, wie mir das passiren konnte. Aber ich bereue es jede Stunde. Denn er haßt mich jetzt; und wenn ich damals ertrunken wäre, so würde er mich jetzt lieben. Denn dann lebte Maria und ich wäre das Opfer. Ach — ich bin es ja so auch! Das Opfer — aber ein lebendes, ein ewig blutendes Opfer, Frau Horstmann, das nie aufhört zu leiden. Oh, Frau Horstmann, wenn Sie wüßten — die Nächte, die ich durchmache! Wie ich die beiden immer sehe, erst, wie sie sich küßten, während das Boot schon kippte — wie sie da standen mit der seligen Miene . . Und dann das graue, kalte, grundlose Wasser . . . Und dann, wie er bei ihr kniete und sie ihn nicht wiederküssen konnte, und wie er mich dann ansah und aufschrie — mit so furchtbarem Hasse — oh, daß ich es überlebt habe!"

Und sie schrie auf, laut und gellend, wie eine Irrsinnige. Das mußte auch Ernst hören. Angstvoll faßte Frau Horstmann ihre Hände:

„Beruhigen Sie sich, Mariechen! Es ist ja Alles nicht mehr zu ändern. Das verfluchte Segelboot, diese „Marie!" Ich war immer dagegen. Aber es nützte nichts. Die Kinder werden groß und thun, was sie wollen. Sonst war er immer so brav — er ist es ja noch bis heute . . . Mariechen, Sie sind ja so klug: Bedenken Sie doch, was man thun könnte, denn Sie müssen ihn haben, Mariechen, das ist das Heil für uns Alle!"

Traurig schüttelte das junge Mädchen den Kopf.

„Oh, nie, nie denn er wird mir nie verzeihen. Und wenn [illegible] den Anschein hätte, und wenn er es selbst glaubte — sie — sie wird immer zwischen uns stehen! Es kann niemals sein!"

„Unsinn, Mariechen, es muß noch werden! Da hat mein Alter Recht, die Zeit . . ."

„Nie und nimmermehr", schrie Mary, „das verstehen Sie nicht, Frau Horstmann. Und ich wäre auch längst ihr gefolgt in's Wasser. Aber es hält mich nur, weil ich immer denke, vielleicht könnte ich ihm noch irgend etwas sagen, von meiner Reue, meinem Schmerz. Vielleicht verzeiht er mir, wenn er sieht, wie ich leide. Aber das kann erst viel, viel später sein. Und darum muß ich fort, gleich morgen früh!"

„Aber der erste Zug geht erst um halb elf Uhr, Mariechen!" Dabei fiel der alten Frau ein, daß auch Ernst mit diesem Zuge fort wollte. Doch war er wohl zurückzuhalten bis um zwei. Außerdem wollte Frau Horstmann die Sache noch einmal bedenken. Vielleicht fand sich doch noch ein Mittel, die beiden einander etwas näher zu bringen.

Zärtlich wünschte sie dem jungen Mädchen gute Nacht. In der Thür kehrte sie noch einmal um. Mary stand in gebrochener Haltung am Fenster.

„Aber sie, diese Maria, war doch ein schlechtes Mädchen", flüsterte die alte Frau. „Wenn wir versuchten, das dem Ernst beizubringen . . .?"

Mary hob das blasse Gesicht. Eine ganze Weile schwieg sie, dann stammelte sie mit von Schluchzen unterbrochener Stimme:

„Oh, Sie irren, liebe Frau Horstmann, Maria war — ein — ganz braves Mädchen!"

Wortlos ging die alte Frau. War es alles nur Klatsch gewesen? War Marie Wirth wirklich ein ganz braves Mädchen?

Unten stand Ernst, eine Kerze in der Hand. Natürlich hatte er den Schrei gehört und die erregten Stimmen.

„Es ist Mary Wirth, Mutter — warum sagtest Du mir nicht . . .?"

„Ich — ich wollte erst . . ."

„Du hast Recht, Du gute Mutter. Ich will sie nicht sehen. Es ist ein gutes, liebes Mädchen. Aber die Erinnerung ist zu schrecklich. Ich fahre morgen mit dem ersten Zuge; inzwischen bringst Du sie fort."

Die halbe Nacht hindurch saß Frau Horstmann im Bette aufrecht, während ihr Mann, auf die „Zeit" hoffend, schlief.

Wie war diese Todte todt zu machen? —

Die Ostersonne schien. Es war erst Sonnabend, aber ist das nicht der erste, eigentliche Ostertag? Die freudige Vorahnung und Vorbereitung; die Ankunft der Gäste, der Abmarsch der Reisenden, die Kirchenvorfeier — genug, der erste Festtag!

Und weil es gar so schön war, der Kaffeetisch unter der gedeckten Veranda mit dem frischen Kuchen — freilich, es fehlte noch das Grün; man sah durch das kahle Gesträuch nach dem Wasser hinunter, wo die drei Pappeln ragten. Weil es so schön war, hatte Frau Horstmann den kühnen Entschluß gefaßt, Ernst und Mary am Kaffeetisch zusammenzuführen. Denn es war

doch Alles dummes Zeug: jene war todt! Und die Beiden hier mußten einmal zusammenkommen.

Der Vater rauchte behaglich und fragte weniger denn je nach dem tragischen Konflikt. Da kam Ernst von seinem Zimmer herab. Er wollte bis zur nächsten Station rudern, um dort noch einen Schnellzug zu erreichen. Denn, wie er dem Vater sagte, er hatte in Berlin noch etwas zu thun. Zu Abend wäre er sicher wieder da.

Ernst nahm mit Appetit Kaffee und Kuchen, was seiner Mutter Vertrauen einflößte. Nur — wie Mary herunter kriegen, die sich natürlich nicht blicken ließ? Und der verstockte Bursche that auch, als wäre sie nicht auf der Welt.

Da kam breitspurig und gemüthlich der Christian von Zochens heran; so nett angezogen, als wäre es schon Feiertag. Der Mensch war immer so hochmüthig gewesen! Hatte er nicht eine wirkliche Cigarre im Munde? während doch sonst die Leute hier Tabak kauten und der Besitzer des Horsthofes selbst sich's an der Pfeife genügen ließ. Nun salutirte er gar, der freche Mensch. Er hatte nämlich gedient.

„Na was haben Sie nur, Christian", fragte Frau Horstmann scharf.

„Eine schöne Empfehlung von meinem gnädigen Herrn. Der ist wieder in Berlin und war gestern auf ein paar Stunden da. Und er läßt den jungen Herrn vom Horsthofe fragen, was mit dem Boote, mit der „Marie", werden soll."

„Ich hatte Ihnen doch gesagt", versetzte Ernst heftig, „daß ich es nicht mehr haben will. Bezahlt habe ich's ja. Und im Uebrigen mag ich's nicht mehr sehen."

„Ja, das habe ich auch dem gnädigen Herrn Baron bestellt", sagte Christian, unverschämterweise die Cigarre im Munde behaltend, „hab ihm gesagt, daß Sie es nicht mehr unter die Augen bekommen wollten, weil eine junge Dame ertrank, während Sie segelten. . . ." „Das ist ja traurig", sagte mein Herr, „deshalb aber lasse ich mir doch nichts schenken. Herr Horstmann soll das Boot zu Brennholz verwenden, oder, wenn er das nicht will, es mit Steinen beladen und versinken lassen!"

„Ich will es aber nicht mehr sehen", zürnte Ernst.

„Das kann ich dem gnädigen Herrn nicht bestellen", versetzte Christian hochmüthig. „Denn er sagt, es sei doch mal Ihr Eigenthum und Sie müßten sich drum kümmern. Wenn Sie wollen, Herr Horstmann, werde ich's unsern Holzhauern schenken; die mögen es verbrennen."

„Meinetwegen, nur thun Sie es rasch, Christian!

Christian zuckte die Achseln.

„Mein Gott, Herr Horstmann, ich will's ja besorgen, aber es wird Sie noch gereuen, denn es ist ein schönes, theures Boot. Ich weiß es, mein Herr hats schon Ihnen verschleudert, weil er Geld brauchte, und es wird Ihnen trotzdem noch einen schönen Batzen gekostet haben. Und wenn Einer Grund hatte, das Boot nicht mehr sehen zu wollen, so war's doch eigentlich der Herr Baron, obgleich er das Steuer nicht führte, als das Fräulein von Baumeisters das Fräulein Maria . . ."

„Mein Gott, was erzählen Sie nur da", fuhr Ernst ihn an.

Christian wollte mit höhnischer Grimasse salutiren. Er hatte sich ja zur Sache geäußert. Aber Frau Horstmann hielt ihn zurück.

War das nicht wie eine Fügung Gottes, daß dieser Mensch jetzt kam, der offenbar etwas wußte? Der sollte nur reden! Erfahren mußte Ernst einmal die Wahrheit! Warum nicht jetzt, von dem Menschen? Schlimmer konnte es doch nicht werden!

Und Frau Horstmann raffte sich zu einer Komödie auf, deren sie in ihrem ganzen Leben nicht fähig gewesen.

„Was reden Sie denn da, Christian, von dem Fräulein Wirth", fragte sie mit gut gespielter Neugier.

„Na, das weiß doch ein jeder", meinte Christian wegwerfend, „da braucht doch Frau Horstmann nicht so zu thun! Die hat eben meinem gnädigen Herrn gefallen — aber sehr! — Und er ihr —mit Verlaub zu sagen . . ."

Ernst war aufmerksam geworden, aber er wünschte doch, ein Ende zu machen.

„Das kann gar nicht anders sein", sagte er, „und das wissen wir ja auch Alle, Mutter, ich verstehe nicht, was Du eigentlich willst . . ."

„Es war ja auch die Andere", bemerkte Christian, ein wenig mitleidig, „nicht die, welche der Herr Horstmann heirathen wollte . . . Die Andere, die bei uns zu Gaste war, oben in der neuen Villa, in der hübschen Balkonstube, da wo vorher das Fräulein vom königlichen Ballet gewohnt hatte."

„Es ist gut, Christian", sagte Ernst mit äußerer Gelassenheit, „da, nehmen Sie die Kleinigkeit und besorgen Sie die Sache mit dem Boot."

„Also doch, Herr Horstmann", grinste Christian; „mein Gott, Ihnen ist auch nicht zu helfen! Wie viele Boote hätte da mein gnädiger Herr schon müssen zu Brennholz hauen lassen! Da sind die Kavaliere ganz anders. Mein Herr will dabei heirathen — mit Geld natürlich! Und die schöne Balkonstube, die wird das Brautgemach!"

Fast unwillkürlich hatte Ernst noch zugehört, nervös, unwillig aber doch zugehört, wie in einem geheimnißvollen Banne. Jetzt schüttelte er diesen Bann ab und winkte dem Christian energisch, zu gehen.

Langsam schlenderte er davon in der Richtung nach der Havel.

Inzwischen war Frau Horstmann, so rasch es ihre zitternden Knie erlaubten, hinauf geeilt nach Mary's Zimmer und hatte sie herbeigeschleppt.

„Sie müssen kommen," hatte sie gesagt.

Und Mary, zum Tode erschreckt, folgte, ohne zu wissen, warum. Die alte Dame sah auch so verstört aus. Und so zerrte Frau Horstmann das blasse, junge Mädchen in Trauer heran.

„Die Wahrheit muß einmal an den Tag," rief die alte Frau. „Ach, wenn es sich um eine Todte handelt, darf man die Wahrheit sagen."

„Mein Gott, Mutter, was willst Du . . ."

Höchst beunruhigt war Ernst aufgesprungen. Er grüßte Mary gar nicht, so erschrocken war er, und sie war es nicht minder, so daß sie seinen Gruß nicht vermißte.

Frau Horstmann wies nach dem davon schlendernden Christian:

„Da, der Bediente des Herrn von Zochen hats eben gesagt, das Fräulein Maria von Baumeisters war dort oben zu Besuch — dort auf der Villa Zochen! Gott habe jene „Andere", jene Maria selig — möge sie die ewige Ruhe haben! Aber gesagt muß es doch einmal werden, Ernst. Du trauerst um eine Unwürdige, um eine Gefallene. Und Sie, Mariechen, Sie wissens, Sie, habens nicht länger leugnen können!"

„Mutter — Mutter," schrie Ernst, blaß wie eine Leiche, „so wurde es nicht gesagt! Da war nicht die Rede von — von der — Nichte . . ."

Er verstummte, entsetzt über die schreckliche Beschuldigung, die ihm da über die Lippen wollte, gegen seine Absicht.

Das Fräulein von Baumeisters, hatte der Diener gesagt. Und wenn es Maria nicht war, dann — wer? Wer?

Aber Frau Horstmann wollte die Sache jetzt zu Ende führen. Es mußte einmal sein.

„Sie war es," schrie auch sie. „Jedermann weiß es. Das Fräulein von Baumeisters — Du hast's gehört. Nun trage es, denn es ist wahr! Und Du wirst's auch verwinden, mein Sohn. Du sollst nicht Dein Leben vertrauern, wegen dieser — dieser — Person! Ich gebs nicht zu!"

Ernst wankte, wie ein Baum, an dessen Wurzel man die Axt gesetzt. Es ging ihm an's Leben. Aber er konnte sich der Logik der Thatsachen nicht ganz verschließen. Fragend wandte er sich zu Mary:

„Sie — Sie, Mary, Sie sind so gut, so ehrlich — sagen Sie mir — ist es wahr? Sagen Sie — Sie . . ."

Wie todesängstlich er sie ansah! Wie seine Stimme zitterte, wie er flehte . . . In ihrer Hand lag es.

„Natürlich," sagte sie, „ist es wahr. Das Fräulein von Baumeisters, das Fräulein Marie war dort oben zu Gaste . . . Ich hoffte, es würde verborgen bleiben . . . Aber es kam zu Tage . . . Er — er hatte mich berückt — Herr von Zochen . . ."

Wie erleichtert hatte er aufgeathmet.

„Also Sie, Sie waren es, Mary? Das freilich hätte ich nicht geglaubt . . . Aber er ist ein Verführer, mag unwiderstehlich sein. Nur daß Sie . . ." Mit niedergeschlagenen, brennenden Augen entgegnete sie:

„Er machte uns beiden den Hof damals, als Papa die Villa baute. Und er gefiel mir auch — gleich von Anfang an, so sehr und . . ."

Sie brach ab, schwankte, wäre beinahe umgefallen, unter der Last der eigenen Worte . .

Frau Horstmann war starr vor Entsetzen. Sie konnte Alles noch nicht recht glauben, nicht fassen.

Ernst aber legte sich die Sache rasch zurecht. Sein Ideal war ihm gerettet. Und er fühlte etwas wie Dankbarkeit für die, welche es vor Zertrümmerung bewahrt hatte.

„Ich danke Ihnen, Mary," rief er warm, „ich danke Ihnen. Sie hätten schweigen und die Schuld auf Jener sitzen lassen können, die sich nicht mehr vertheidigen kann. Sie hatten den Muth, zu sprechen, das Andenken Marias zu retten. Und diese That ist so schön, daß Sie in meinen Augen Ihre Schuld zum großen Theile sühnt. Ich danke — danke Ihnen von Herzen! Wollen Sie mir verzeihen? Ich bin hart gegen Sie gewesen. Sie müssen das meinem Schmerz zu gute halten! Wollen wir Freunde werden, Mary? Sie waren *ihre* Freundin!"

Und Mary nahm die dargebotene Hand. Der Abgrund, der zwischen ihm und ihr klaffte, hatte jetzt seine Natur verändert. Seine Hand reichte herüber und doch — es gab nie und nimmer eine Brücke über diese Kluft.

V.

Der Tag wurde wunderschön. Das Frühlingssonnengold lag auf den dunklen Kiefernwäldern, glitzerte auf der Fluth, brütete auf dem knospenden Laub. Ein großes, weißes Segel glitt den Havelarm herauf und näherte sich in sicherer, stolzer Kurve dem Landungsplatze am Horsthofe.

Es war die „Marie." An Bord befanden sich Herr von Zochen und Christian. Jetzt landeten sie an dem neuen Steg, den Ernst eigens angelegt hatte, damal, als er die „Marie" gekauft. Und Herr von Zochen schritt unbefangen auf die Veranda zu, wo Ernst in finsteres Brüten versunken dasaß.

Er dachte und dachte. Er sah den Sonnenschein nicht, hatte die „Marie" gar nicht erkannt. Er war dem furchtbaren Verhängniß verfallen, über Unabänderliches zu brüten. „Ewig still steht die Vergangenheit," sagt der Dichter. Auch sein Leben stand still. Er bemühte sich nicht mehr, strebte nicht mehr, sah kaum, was um ihn her vorging. Das ist der Weg zum Wahnsinn.

„Guten Morgen, Herr Horstmann", rief die klangvolle Stimme des Barons. „Was machen Sie für Sachen? Und was hat mein armes Boot verschuldet?" Das war ganz die bekannte, heitere Liebenswürdigkeit von früher.

Herr von Zochen nahm ein Glas Wein an und plauderte. Man sah ihm nicht an, daß er an der Grenze des wirthschaftlichen Unterganges stand. Diese anmuthige Heiterkeit mochte wohl seine zweite Natur sein.

„Sie hatten einen Unfall, Herr Nachbar?" fragte er.

„Ein Unglück, Herr von Zochen", versetzte Ernst mit Nachdruck.

„Ich hörte davon. Eine junge Dame, die mit Ihnen fuhr, ertrank. Das Boot kenterte. Das ist in der That sehr traurig. Aber es kann jedem geschehen und mit jedem Boot. Ueber uns allen schwebt das Schwert des Damokles. Glauben Sie etwa, über mir nicht? Da würden Sie sehr irren. Und überdies, Unglücksfälle giebt es immer und überall. Es ist thöricht von Ihnen, darum melancholisch zu werden oder gar das arme Boot zu hassen. . . Kommen Sie, Herr Horstmann, wir wollen zusammen ein wenig segeln. Das ist just der rechte Wind für unseren Winkel hier. Kommen Sie! Ich werde Ihnen die Vorzüge des Bootes da noch zeigen. Das wird Ihre düsteren Erinnerungen verscheuchen, wird das Vergangene bezwingen."

Und er nahm Ernsts Arm. Ernst konnte gar nicht anders, als der freundlichen Aufforderung folgen. Er wäre feige und weibisch erschienen, hätte er „nein" gesagt.

Die Mutter war beschäftigt, Mary fortzubringen, die mit dem nächsten Zuge fahren wollte. Er selbst hatte seinen Besuch an Marias Grabe verschoben. Denn, obgleich Marie Wirth in seinem Empfinden ihr Verschulden gesühnt hatte, so war es ihm doch peinlich, jetzt mit ihr zusammen zu sein, und so ließ er sie allein fahren.

Er beobachtete nicht, wie seine Mutter immerfort den Kopf schüttelte und offenbar von Marys Geständniß kein Wort glaubte.

Nun bestieg er doch noch einmal die „Marie" — das hätte er nicht gedacht. Und er mußte sich noch dazu sehr zusammen nehmen, um Herrn von Zochen nicht gar zu sentimental zu erscheinen.

„Ich sollte Sie nun eigentlich nach dem näheren Verlauf des Unglücks fragen," sagte der Baron, „das erwarten Sie doch von mir; aber nun gerade nicht! Denn Sie sollen sich zerstreuen."

Ernst lächelte trübe; Herr von Zochen indessen schien seiner Sache sicher.

Diesmal gab es keinen Unfall, obgleich der Wind auf der großen Havel ziemlich scharf dahinstrich. Die Fahrt verlief nicht nur ohne Störung, sondern fast heiter, denn beide jungen Männer waren ganz bei der Sache, fortgerissen von dem schönen Wetter, der herrlichen Fahrt, dem hübschen Sport.

Zum ersten Male fühlte Ernst, fast gegen seinen Willen, den Trübsinn schwinden. Er fühlte es mit stillem Vorwurf. Denn es war auf der „Marie", wo er sich befand. Doch der Schmerz und die Selbstanklage traten immer mehr in den Hintergrund.

„Ich habe Hunger und Durst", sagte Herr von Zochen, „aber der Proviantkasten ist natürlich leer. Christian, daran hätten Sie auch denken können."

Der Diener, der in Gegenwart seines Herrn ein viel bescheideneres Wesen zeigte, entschuldigte sich:

„Ich dachte, der gnädige Herr brächten das Boot nicht weiter, als bis nach dem Horsthofe."

„Das trifft zu", meinte der Baron, „aber nun wollen wir rasch nach Hause, denn hier giebts nichts weit und breit."

Die Geschicklichkeit, mit der Herr von Zochen wendete und gegen den Wind zurücksegelte, enthusiasmirte Ernst, weckte seinen sportlichen Ehrgeiz und machte ihn mehr und mehr sein Herzleid vergessen. Schon fühlte er sich wieder als der Besitzer der „Marie." Das Verhängniß schien überwunden. Herr von Zochen steuerte nach dem Landungsplatze seiner Villa.

„Sie müssen einen Bissen mit mir frühstücken, Herr Horstmann, was würde Ihre Frau Mutter sagen, wenn sie so hungrig heimkämen! Sie bringen dann Ihr Boot nach Hause und haben also noch eine Verdauungsfahrt vor sich."

Und er freute sich, daß er Ernst mit dem Boote versöhnt.

Wie hätte Ernst so viel Liebenswürdigkeit zurückweisen wollen? Er folgte willig der Einladung.

Der Wald war hier nur ein wenig zugestutzt; sonst gab es keinen Park auf diesem Heidegrund. Zierliche Staffeln führten unter den düsteren Kiefern empor zu dem kleinen Tuskulum, von dem man hier unten nur die närrische Thurmspitze sah.

„Beeilen Sie sich doch, Christian," rief der Baron seinem Diener zu, „das Boot bleibt getakelt. Sorgen Sie lieber, daß wir oben etwas zu essen finden." Und sich an Ernst wendend, fügte er hinzu: „Es giebt nur kalte Küche, mein Verehrtester. Denn auf der Villa Zochen hält es bekanntlich ein weibliches Wesen nicht aus. Da hausen nur ich, der Christian und ein Knecht. Eine richtige Junggesellenwirthschaft, die ich da oben führe. Und nun gar jetzt, wo ich selten hier vorspreche."

In der That war der Baron erst heute früh hier angekommen. Die letzten sechs Monate hatte er in Wien verbracht. Und er gedachte, so hatte er während der Fahrt fallen lassen, nur ein oder zwei Tage hier zu bleiben.

„Länger halte ich's nämlich nicht mehr aus", hatte er gesagt.

Und jetzt durchschauerte es Ernst. Fast bereute er, gekommen zu sein. Denn er dachte an das „Fräulein von Baumeisters." Doch konnte er nun nicht mehr zurück.

Die Villa, eigentlich nur ein gothisches Thürmchen mit sonderbarem Unterbau und kleinem Vorgarten, lag mitten im Wald. Nicht ein Baum war mehr gefällt worden, als unbedingt nöthig. Um so mehr Sorgfalt war auf die originelle Façade verwendet — Alles sah neu, frisch, elegant aus, das ganze höchst romantisch in seiner einsamen Abgeschlossenheit. Ein großer weißer Pfau saß auf dem kunstvoll geschmiedeten Eisengitter; unbeweglich saß der schöne Vogel da, den fast märchenhaften Eindruck der Anlage vollendend. Drinnen war alles klein, aber stilvoll und reizend. In dem kleinen, etwas düsteren Speisezimmer deckte Christian jetzt mit unglaublicher Raschheit und Gewandtheit den Tisch. Das zierliche Buffet barg elegantes, aber nicht kostbares Tafelzeug, kaltes Fleisch, Pastete, Hummer, Käse guten Rothwein und ein paar erlesene Früchte. Das Alles verstand der geschulte Diener mit Geschmack zu arrangiren.

Nur bei seltenen, ganz besonderen Anlässen hatte Ernst so „fein" gespeist. Wie kontrastirte dies kalte Junggesellenfrühstück mit seinen einfachen Lebensgewohnheiten. Aber sein heftiger Hunger siegte über diese spießbürgerlichen Bedenken. Er langte zu, aß ordentlich, ja, er aß mehr als sein Gastgeber, der seinerseits stärker trank als aß, und denn auch sehr bald gesprächig wurde.

(Schluß folgt.)

Pause in der Hofoper.

Humoreske von Edela Rüst.

[Nachdruck verboten.]

Die Doktorin der Medizin, Fräulein Hedwig Nauen, hielt ihre Vormittagssprechstunde ab. Equipagen standen wie immer in stattlicher Anzahl vor dem Hause, deren Besitzerinnen geduldig mit den Nummern in der Hand antichambrirten, um der Reihe nach von der blau und weiß uniformirten hübschen Dienerin aufgerufen und in das Allerheiligste hineingeleitet zu werden.

Die erst einjährige Praxis hatte der jungen Aerztin einen außerordentlich günstigen Ruf und ein unbegrenztes Vertrauen von seiten weiblicher Patienten eingetragen. Ja, es hatte fast den Anschein, als beginne die rastlos angestrengte Ausübung ihres Berufes bereits auf die Nerven der Doktorin zu wirken. Trotz aller Ruhe und Milde in Sprache und Bewegung entging dem schärfer Beobachtenden die nervöse Erregung nicht, die aus den tiefblauen durchsichtigen Augen, aus den zarten Händen, der ganzen schlanken, leise vibrirenden Gestalt sprach; freilich das Feuer der Augen wurde dadurch erhöht, der körperliche Reiz verschönt.

Sie hielt die Hand wie in Ermüdung an die hämmernden Schläfen, als eine über Gebühr redegewandte junge Dame ihr Konsultationszimmer verließ und die Dienerin ihr einen Expreßbrief überreichte, hinzufügend: „Der Bote wartet auf Antwort."

Dr. Hetty — so nannten sie alle ihre Freunde — öffnete ohne Zeitverlust das Couvert und las ohne auf die Handschrift zu achten:

„Verehrteste Freundin!

Anläßlich Ihrer kürzlich veröffentlichten, mich sachlich ungemein interessirenden Broschüre erfuhr ich durch unsern beiderseitigen Verleger hier, daß Sie sich in Ihrer Heimathstadt nunmehr häuslich eingerichtet haben. Der Zufall will es, daß Geschäfte trivialer finanzieller Art mich auf zwei Tage in Ihre Residenz führen.

Erinnern Sie sich des Bruder Studio aus Paris noch? Und wollen Sie ihm nach des Tages Mühseligkeiten heut Abend ein trautes Plauderstündchen gönnen, das einzige, über das er zu verfügen hat? Morgen heißt es wieder „Geschäfte" und Nachmittags unwiderruflich „Abfahrt"! Wenn ich kommen darf, bitte, geben Sie diesem pensionirten postillon d'amour die Liebesbotschaft mit. Dann gelangt sie um die Mittagstunde, zu der ich ins Hotel zurückkehre, in meine sich sehnsüchtig danach ausstreckenden Hände.

Freund

Fritz Werder."

Dr. Hetty griff ohne weiteres nach Schreibutensilien und warf umgehend die erbetene Antwort auf das Papier:

„Werther Freund,

welch reizende Ueberraschung! Natürlich soupiren Sie heut Abend mit mir, doch — — leider muß ich vorher in die Oper, denn Resel (Sie besinnen sich doch auf Resel Becken) singt heut hier zum ersten Mal die Elsa. Es wäre der Tod unserer Freundschaft, wollte ich von dieser Pflicht abweichen; folglich: Sie müssen mit! Einige Freunde, die ich zu diesem Ereigniß in die für mich längst reservirte Loge geladen hatte, sind zu kommen verhindert; es wird also viel Platz für uns sein.

Da Sie so im Galopp reisen, fürchte ich, ist die Hoffnung vergeblich, daß Ihre liebe Frau Sie begleitet hat und mir so endlich die Freude werden könnte, dieselbe persönlich kennen zu lernen. Oder doch vielleicht?!

Also in jedem Falle: sieben Uhr, erste Prosceniumsloge links!

Hetty Nauen."

Freundliche Erinnerungen schienen für den Augenblick bei der Doktorin Audienz erhalten zu haben; ein schelmischer Blick streifte die große Photographie eines sehr schönen jungen Männerhauptes seitwärts auf einem Seitenschränkchen, während sie auf den Klingelknopf drückte für Patientin Nr. 17.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Ouvertüre war verrauscht, Elsas Gebet unter mächtigem Beifall verklungen, als sich die Thür zur ersten kleinen Prosceniumsloge sacht öffnete und Dr. Fritz Werder — nur rasch einen herzlichen Handschlag mit Fräulein Nauen austauschend — geräuschlos neben ihr Platz nahm. Hochachtung vor der Kunst verbot ihnen selbst den ersten Moment eines Wiedersehens nach fünfjähriger Trennung durch Worte zu feiern.

Auch aus andern Gründen war es beiden wohl so am liebsten. Sie durften sich nun erst beiderseitig stumm revue passiren lassen, Bühne und Publikum erleichterten in angenehmer Abwechselung diese unausgesprochene entente.

Wie braun und bärtig Freund Fritz geworden war, wieviel stolzer und kühner der herrliche Kopf mit den mildfeurigen Augen auf der hohen tadellosen Gestalt saß! Ein Idealmann, wie er vor fünf Jahren ein Idealjüngling gewesen!

Und — wie Hetty nervös aufgerieben aussah! Aber das liebe bekannte Gesicht mit dem Schalkblick und dem lächelnden Mund war doch unverändert geblieben, als seien nicht mehr als fünf Stunden verflogen, seit er ihr —

Der Vorhang fiel.

Nun streckten sich zwei Doktoren wie auf Kommando noch einmal die Hände entgegen, um sich endlich mit — den landläufigen Formeln zu begrüßen. Nur behielt Dr. Werder die Hand der Dr. Nauen etwas über das Maaß lange in der seinen und tauschte seinen bisherigen Sitz mit dem hinter ihr ein.

So zwang er sie, sich ihm ganz zuzuwenden und die Zuschauer aus dem Bereiche der Unterhaltung auszuschließen.

Sie waren allein, unter vier Augen im Halbdunkel einer engen Prosceniumsloge — —

„— — — und ich hatte mich so recht gefreut, endlich einmal Ihre Frau zu Gesicht zu bekommen! Warum haben Sie mir damals eigentlich nicht ihr Bild gesandt, um das ich Sie doch viel herzlich bat?"

„Ich durfte nicht!"

„Ebensowenig wie Sie mit mir korrespondiren durften?!"

„Verzeihen Sie es ihr! Meine Braut war gerade achtzehn Jahr alt und — sehr verliebt! In ihrem kleinen unerfahrenen Köpfchen konnte sie es sich nicht zurecht legen, daß ein weibliches Wesen den Fritz Werder nicht lieb haben müßte. Nichts vermochte ihr den Glauben zu geben, daß Ihre damals so ungemischte Freude über meine Verlobung aufrichtig gemeint sei. Sie sah in Ihnen eine allerdings von mir vernachlässigte Rivalin, die aber immerhin besser blieb, wo sie war!"

Dr. Nauen sah den Sprechenden ungläubig lächelnd an:

„Sie heiratheten doch nicht etwa aus Trutz?"

„Nicht aus Trutz, nein, liebe Freundin! Aber ich hielt auf die Dauer den Zustand nicht aus! Es widersprach meinem sonstigen Charakter, Ihnen als Schwächling ewig nachzujammern! Zudem wußte ich mich zärtlich geliebt und erinnerte mich lebhaft, wie es thut, verschmäht zu werden. Daher ließ ich mein Lebensschifflein in einer friedlichen Ehe landen . . . !"

„Einer glücklichen zugleich, hoffe ich?!"

„Jawohl! Auf diese Ehe darf kein Schatten fallen! Ich wurde sogar so zahm, daß ich Ihr Bild, welches Sie mir einst in einer schwachen Stunde gegönnt hatten, auf stürmisches Verlangen in die Hände meines kleinen Cerberus legte!"

„Weiß die kleine Eifersucht denn, daß Sie mich aufzusuchen gedachten?"

„Nein!"

„Dann werden Sie heut Abend also nicht bei mir essen, so leid es mir thut!"

„Gleich wieder aus dem Eden verstoßen? Grausam wie in lieben früheren Zeiten!"

Dr. Hetty drohte mit dem Finger:

„Auch auf Reisen darf ein Ehemann nie die Richtung verlieren!"

„Wollen Sie mir heute bei aller Gefahrlosigkeit bekennen, was Sie damals eigentlich so recht an mir auszusetzen hatten? Sie behandelten mich doch sonst nicht gerade wie einen Menschen, der Ihnen aus tiefster Seele verhaßt war. Die schlimmste Partie war ich auch nicht. Es mußte mir also doch jemand zuvorgekommen sein?! Eine Antwort auf die große Frage erhielt ich ja nie!"

Hetty lächelte.

„So hören Sie zu. Damals, als wir in Paris zusammen studirten, hielt mich ein alter Jugendtraum noch umfangen — ein Wahn, doch immer noch lebendig genug, mich zu verhindern, auf ein neues, vielleicht echteres Glück zu sinnen. Aber Sie waren jünger als ich!"

„War das ein Grund?"

„Damals für mich ja! Erst spätere Erfahrungen haben mich in diesem Punkte eines besseren belehrt. Außerdem — ich hatte mit Ihnen kokettirt, und wollte Ihr junges, feuriges Temperament nicht beim Wort halten! Ich fühlte, ich war Ihre erste ernsthafte Neigung. Aber der Jüngling hatte vielleicht noch nie Gelegenheit gehabt, so zwanglos und kameradschaftlich mit einem Mädchen zu verkehren. Zur Falle wollte ich Ihnen nicht werden. Ich sagte mir, daß Sie eines Tages doch aufwachen und Ihren Irrthum einsehen könnten. Als Sie vor Ihrer Abreise noch einmal mit dem Antrage herausrückten und ich wieder nein sagte, geschah es, um Ihre Liebe zu prüfen. Ich vertröstete Sie in Ihrem unbändigen Schmerze auf die wahre Leidenschaft Ihrer Mannesjahre, die Sie diese Episode vergessen machen würde. Sie aber in gekränktem Stolze riefen: Nie! Nie! Sie reisten ab; wir korrespondirten. Sie habilitirten sich, Sie wurden schnell durch Ihre Schriften und Ihre Praxis ein berühmter Arzt. Offengestanden: Ich vermißte Sie sehr. Ein Jahr darauf, als ein kollegialer Umstand mich zwang, Ihnen ein paar Worte zu schreiben, erhielt ich — — — Ihre Verlobungsanzeige! die Realisirung des Nie! Nie!"

Hetty sah wieder schelmisch zu Dr. Werder auf, der ernst in sprachlosem Staunen zugehört, als wisse er nicht, ob er diesen kosigen, lächelnden Plauderton für Ernst oder Scherz nehmen sollte.

Er faßte die Hand, die den Kopf vor ihm immer noch stützte:

„Ist das wahr, Hetty? Sie wollten nur verhüten, daß ich mich blindlings verrannte?"

„Jawohl, lieber Freund, und — — der Ring hier an Ihrem Finger beweist mir, daß ich Recht gethan!"

„Hätte ich vor drei Jahren, anstatt Ihnen meine Verlobung anzuzeigen, noch einmal um Sie angehalten — würden Sie dann ja gesagt haben?"

Hetty lachte und nickte, sich an dem Gesichtsausdruck ihres Freundes weidend.

„Und steckte heut der Ring noch nicht an diesem Finger, so würden Sie auch heute noch —?"

„Sie drücken mir ja die Hand in Stücke! Lassen Sie doch los! . . . Nun ja! . . ja! . . Ich würde auch heute noch ja sagen! . . Reisen Sie schnell nach Hause, erzählen Sie, was vorgefallen! Ihre Frau ist gewiß so freundlich und läßt sich gleich scheiden . . au!"

Mit einem Ruck hatte Dr. Werder die muthwillig Lachende an der Hand, die er immer heftiger preßte, empor und in tiefsten Hintergrund der Loge gezogen.

„Gefangen!" jubelte er halb laut auf. „Ich nehme Dich beim Wort, denn — — seit einem Jahre bin ich Wittwer!"

„Das ändert freilich die ganze Situation, ich — "

„Natürlich, das will ich meinen! Wir lassen Elsa ihre Rolle weiter singen, um bei Dir umgehend zu zweien zu soupiren! denn, alle Achtung vor Wagner, aber wir haben doch nun Wichtigeres zu besprechen, Du lieber Tollkopf, der Du mich so genarrt hast und nun doch meiner List so geschwind erlagst!" —

Viel Anstrengung machte Dr. Hetty Nauen offenbar nicht, sich den stürmischen Liebkosungen ihres Kollegen zu entziehen.

Die Musik setzte von neuem ein, die Pause war zu Ende, und die beiden Doktoren fuhren wie ein Paar äußerst ungelehrte Liebesleute tändelnd ihrem Souper entgegen.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.